

■■■■■
**BASTEI
LÜBBE**
TASCHENBUCH

Weitere Titel des Autors:

Die Shepherd-Serie:

Ich bin die Nacht

Ich bin die Angst

Ich bin der Schmerz

Ich bin der Zorn

Titel auch als Hörbuch erhältlich

Über den Autor:

Ethan Cross ist das Pseudonym eines amerikanischen Autors, der mit seiner Frau und zwei Töchtern in Illinois lebt. International bekannt wurde er mit seinen Thrillern um den Serienkiller Francis Ackerman junior. Nun gönnt er diesem eine Pause und widmet sich in SPECTRUM einem neuen Helden: dem genialen wie wunderlichen FBI-Berater August Burke.

Ethan Cross

SPECTRUM

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch von
Rainer Schumacher

■■■■■
**BASTEI
LÜBBE**
TASCHENBUCH

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 17555

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen



Deutsche Erstausgabe

Published in agreement with the author,
c/o BAROR INTERNATIONAL, INC.,
Armonk, New York, U.S.A.

Copyright © 2017 by Aaron Brown und Bastei Lübbe AG, Köln

Lektorat: Judith Mandt

Textredaktion: Heike Rosbach, Nürnberg

Umschlaggestaltung: Massimo Peter

Satz: Urban SatzKonzept, Düsseldorf

Gesetzt aus der Adobe Caslon

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck – Germany

Printed in Germany

ISBN 978-3-404-17555-0

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe.

Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt,
gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung,
beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre
verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

Teil eins

Kapitel 1

Isabel Price platzte aus der verrosteten Tür der kleinen Wellblechhütte und rannte los, so schnell sie ihre kräftigen südafrikanischen Beine trugen.

Worte wie *Albtraum* und *Warum* schoben sich immer wieder zwischen die Gedanken, die sich in ihrem Kopf überschlugen. Ihr war schwindelig, und Übelkeit stieg in ihr auf. Sie stolperte über das karge, verwaiste Gelände zwischen den Bretterbuden der illegalen Siedler. Sie musste wissen, ob alle tot waren. Sie musste wissen, ob *ihr Junge* tot war.

Irgendwo hinter ihr schrie Dingani ihren Namen, aber sie ignorierte ihn. Sie musste es wissen. Und dieses Verlangen war so groß, dass sie an nichts anderes mehr denken konnte. Sie konnte nur noch an eines denken: Tyler, ihren Jungen.

Nun erschallte neben Dinganis Stimme auch die ihres Vaters. Elliot Price hatte schon immer ein kraftvolles Organ gehabt. Das hatte ihm sehr geholfen, als er noch ein aufstrebender Politiker gewesen war, damals, als allein die weiße Minderheit die Regierung gestellt hatte.

Doch Isabel ignorierte auch die Stimme ihres Vaters.

Sie sprang über einen Zaun und landete in Mrs. Eberles Kräutergarten. Dass sie dabei auch das Eigentum der freundlichen alten Dame zerstörte, kümmerte sie nicht. Wenn sie recht mit ihrer Angst hatte, würde das Mrs. Eberle ohnehin nicht stören, denn dann war Mrs. Eberle schon längst tot . . . genau wie alle anderen Bewohner der Squatter-Siedlung auch.

Isabel lief immer weiter, sprang über den nächsten Zaun und

erreichte einen Feldweg, der früher einmal ein schmaler Trampelpfad gewesen war. Sie rannte nach Nordosten und zwischen zwei Reihen zusammengewürfelter Hütten hindurch. Jede von ihnen war ein wenig anders, je nachdem, welche Materialien beim Bau zur Verfügung gestanden hatten. Der Boden der meisten war die nackte Erde, und darauf lagen die Matratzen der Bewohner. Möbel gab es hier genauso wenig wie fließendes Wasser.

Vor sich sah Isabel ihr Ziel: eine schäbige weißblaue Wellblechhütte. Sie rannte zur Tür des winzigen Heims und hämmerte so fest dagegen, dass sie Angst hatte, das fragile Gebilde könne in sich zusammenfallen.

Keine Reaktion. Kein Geräusch. Keine Bewegung.

Wie sie es bei der Polizei gelernt hatte, trat Isabel die Tür ein und stürmte mit Taschenlampe und Pistole im Anschlag hinein. Die Hütte sah innen ein wenig besser aus als die anderen. Dafür hatte Isabel gesorgt. *Ihr Junge* sollte nicht im Dreck schlafen. Er sollte ein besseres Leben haben. Dann sah Isabel die Leiche von Tylers leiblicher Mutter. Sie lag auf der ausgeklappten Bettcouch, wo sie geschlafen hatte.

Isabel kämpfte gegen den Drang an, sich zu übergeben.

Sie waren alle tot.

Aber sie hatte es mit eigenen Augen sehen müssen. Isabel lief in den hinteren Teil der Hütte, wo Tyler sein eigenes »Zimmer« hatte. Es war kaum größer als ein Schrank. Trotzdem liebte *ih*r Junge es, einen Platz ganz für sich allein zu haben. Isabel entdeckte Blut unter Tylers Tür, und da wusste sie es.

Mehr musste sie nicht sehen. Constable Isabel Price von der südafrikanischen Polizei, kurz SAPS, hatte schon genug Tatorte, Opfer und Blut gesehen, um zu wissen, wann es zu spät war. Und jetzt wusste sie, dass Tyler tot war ... genau wie seine leibliche Mutter und all die anderen weißen Bewohner des Squatter-Camps.

Isabel stolperte wieder in die kühle Morgenluft hinaus und stieß dabei mehr als die Hälfte des Mobiliars um. In ihrem Kopf drehte sich alles, Sternchen tanzten vor ihren Augen. Das musste ein Traum sein. Ein Albtraum. Jede Sekunde würde sie in einem Krankenhaus aufwachen, in das sie nach einem Auto-unfall, einer Schussverletzung oder einer Hirnblutung eingeliefert worden war, und dann würde sie erkennen, dass das alles nur die Folge eines schweren Traumas war.

Aber es fühlte sich real an, viel *zu* real.

Isabel wusste nicht mehr, was sie denken oder glauben sollte. Sie sank einfach mitten auf dem Feldweg auf die Knie, ließ Pistole und Taschenlampe fallen, und es war ihr scheißegal, dass sie ihren schönen neuen Hosenanzug ruinierte. Sie kroch durch den Staub, und die Tränen strömten ihr übers Gesicht.

Sie schrie nicht, und sie sagte auch kein einziges Wort.

Constable Isabel Price fiel einfach auf die Seite und zog die Knie an. Dann schloss sie die Augen und betete, sie möge endlich aus diesem Albtraum erwachen.

Doch sie konnte an nichts anderes mehr denken als an Tyler, *ihren Jungen*, dem man genau wie den übrigen fast dreihundert Slumbewohnern Kopf, Hände und Füße abgehackt hatte.

Kapitel 2

Vier Wochen später

Er hörte ein tiefes Knurren und ein Rascheln in den Büschen. Erst dann sah er die Tiere. Sofort ertönte Brüllen, und das Schreien begann. Er rannte los. Eines der Tiere sprang vor ihn und Zarina. Es schlug mit der Tatze nach ihnen. Es war mehr ein Spiel als ein Angriff. Seine Mutter kreischte, stürzte sich auf das Tier und rief ihm zu, er solle laufen. Er spürte warmes Blut auf seiner Haut, wusste aber nicht, wem es gehörte. Er rannte, versteckte sich und hörte, wie seine Mutter bei lebendigem Leib gefressen wurde.

Doch seit den Toten, die er kürzlich in der Squatter-Siedlung gesehen hatte, hatte der Traum sich verändert.

Wenn seine Mutter jetzt verschlungen wurde, dann sah er es mit den Augen des Löwen, und er fühlte, was das Tier fühlte. Er grub seine Zähne in ihr Fleisch und riss es heraus, wobei er sie mit seinen Pranken auf den Boden drückte. Und er schmeckte das Blut in seinem Maul, als er ihre Eingeweide verschlang, während sie noch lebte.

Er spürte, wie ihn irgendetwas an der Schulter traf. Er war sofort wach und griff nach seinem Messer und der Pistole.

»Es ist Zeit«, sagte Raskin. »Mach dein Ding.«

Idris Madeira – oder Krüger, wie man ihn als Profi nannte – funkelte die überhebliche kleine Amerikanerin an. Er wusste, wie spät es war, und seine innere Uhr sagte ihm, dass man ihn zehn Minuten zu früh geweckt hatte. Um den Irrtum zu bestäti-

gen, schaute er auf seine Armbanduhr. Bei einer Mission war Schlaf oft Luxus, und Krüger hatte schon vor langer Zeit gelernt, dass man jede Ruhephase nutzen musste. Schließlich wusste er nie, wann er wieder einmal tagelang kein Auge zutun konnte.

Die Zielperson schlief jetzt vermutlich. Um sicherzugehen, hatte Krüger beschlossen, bis drei Uhr früh zu warten. Seine arrogante Partnerin hatte sich deswegen beschwert und argumentiert, ein Uhr reiche auch. Doch Krüger konnte Raskin in allen Fragen überstimmen, die die Operation betrafen. Immerhin war er der Profi hier. Er hatte Erfahrung mit solchen Aufträgen.

Das geduldige Raubtier bekam stets die bessere Beute.

Raskin saß auf dem Beifahrersitz. Wortlos gab sie Krüger die Spritze und das kleine Röhrchen mit dem Wattestäbchen, als wäre Krüger ein Jagdhund, den man von der Leine ließ und auf die Beute hetzte. Hätte Krüger nicht das Wissen und die Verbindungen der Amerikanerin gebraucht, um seinen letzten Auftrag zu erfüllen, er hätte die Frau schon längst zu den Ahnen geschickt. Auf jeden Fall hatte die Amerikanerin das verdient, vermutlich sogar mehr als jeder andere, den Krüger bis jetzt getötet hatte. Doch solch ein überstürzter, emotionaler Gewaltakt wäre einfach nur dumm gewesen, und Krüger hatte durch viele schmerzhafteste Fehler auf die harte Tour gelernt, dass Geduld sich für jemanden wie ihn stets auszahlte.

Krüger stieg aus dem Van und ging zu dem kleinen zwei-stöckigen Haus. Es war blaugrün gestrichen und hatte ein eher flaches Giebeldach mit Terrakotta-Schindeln. Krüger hatte den Grundriss des Gebäudes und die Gewohnheiten der Zielperson genau studiert, und so wusste er, dass Fred Little jetzt entweder oben in einem der Schlafzimmer lag oder in seinem Sessel von La-Z-Boy vor dem Fernseher eingeschlafen war.

Die Amerikaner waren ja so besessen von ihren Fernsehern. Krüger und Zarina hingegen besaßen noch nicht einmal einen

Fernseher. Wenn Krüger sich ein Fußballspiel ansehen wollte, dann fuhren sie entweder in eine Sportsbar in der Stadt, oder sie gingen gleich ins Stadion. Krüger hatte Besseres zu tun, als anderen bei ihrem Leben zuzuschauen.

Alles war vorbereitet. Man hatte Fred Little den Schlüssel aus der Tasche gestohlen, einen Abdruck davon gemacht und ihn wieder zurückgesteckt. Den Code der Alarmanlage hatten sie bekommen, als sie Fred bei der Eingabe durch ein Teleobjektiv beobachtet hatten. Krüger ging einfach ins Haus, als würde es ihm gehören.

Als er vorsichtig die Treppe hinaufstieg, hielt er sich mit seinen Stiefeln der Schuhgröße 59 so dicht wie möglich an der Wand. Er wollte keinen unnötigen Lärm verursachen, und Stufen knarrten am Rand nur selten. In der rechten Hand hielt er eine schwarze Beretta M9A1 mit Schalldämpfer. Allerdings hatte er nicht die Absicht, die Waffe zu benutzen. Sie war nur eine Vorsichtsmaßnahme.

Als Krüger oben ankam, sah er ein dunkles Gesicht mit glühenden Augen. Instinktiv hob er die Waffe. Dann erkannte er, dass er nur in einen Spiegel schaute. Krüger trat vor, und das Spiegelbild wurde größer. Mondlicht fiel durch das große Fenster über dem Eingangsbereich. Um sich vollständig im Spiegel zu betrachten, musste Krüger seine zwei Meter dreizehn leicht vorbeugen. Erst dann konnte er sich selbst in die Augen sehen.

Aber waren das wirklich seine Augen oder Krügers?

Er wusste es nicht mehr. Er konnte nicht mehr zwischen Idris, dem Ehemann und Vater, und Krüger, dem Profikiller und Söldner, unterscheiden, den man in bestimmten Kreisen nur »das Phantom« nannte. Für ihn war Krüger immer nur ein Schatten gewesen, ein Raubtier, eine Waffe, ein Werkzeug, das Geld für Idris erwirtschaftet hatte. Doch jetzt hatte er das Gefühl, als

habe Krüger sich verselbstständigt und die Kontrolle übernommen.

Und dann war er wieder in dem Squatter-Camp und ging von Haus zu Haus. Immer wieder schlug er mit der Klinge zu und hackte Stücke aus Menschen heraus, die so arm gewesen waren, dass sie im Dreck geschlafen hatten. Doch im Geiste hörte er nicht das Reißen von Sehnen oder das Brechen von Knochen. Er hörte die Schreie seiner Mutter und das Knurren der Löwen.

Doch das war Vergangenheit. Krüger schüttelte die Erinnerungen ab, richtete sich wieder zu seiner vollen Größe auf und schaute auf die Uhr. Mit einem Fluch auf den Lippen überprüfte er noch einmal seine Waffen. Offenbar hatte er ganze fünf Minuten lang in den Spiegel gestarrt.

Bei den meisten Missionen hätte solch ein Lapsus unweigerlich zu seinem Tod geführt, aber zum Glück schlief diese spezielle Zielperson tief und fest und hatte auch keine Leibwächter. Doch Krüger wusste auch, dass das Glück nicht von Dauer sein würde, und dann . . . Ein Fehler, ein kurzer Augenblick, in dem er nicht voll konzentriert war . . . Er musste raus aus diesem Spiel, und zwar schnell, sonst würde er sich keine Gedanken mehr darüber machen müssen, ob er nun Idris oder Krüger war, denn dann wären sie beide tot.

Krüger öffnete die Schlafzimmertür und schlich hinein. Fred Little schlief auf dem Rücken und schnarchte wie ein Bär. Das dünne Laken hatte er weggetreten, sodass es nur noch einen kleinen Teil seines Oberkörpers bedeckte. Er trug nur ein weißes T-Shirt und karierte Boxershorts. Diese Angewohnheiten waren in den letzten drei Nächten bestätigt worden, als eine Drohne durch Freds Schlafzimmerfenster gespäht hatte.

Vorsichtig zog Krüger das Laken weg und schob das eine Bein von Freds Boxershorts hoch. Dann holte er das Wattestäbchen aus dem Reagenzglas und tupfte damit die Einstichstelle ab.

Dank der örtlichen Betäubung würde Fred den Stich nicht merken. Anschließend wartete Krüger einen Moment, bis die Betäubung eingesetzt hatte; dann injizierte er das Suxamethonium in Freds äußeren Schenkelmuskel.

Krüger beobachtete den schlafenden Fred, während das Mittel sich in dessen Körper ausbreitete. Durch seine Nachforschungen wusste Krüger, dass Fred der jüngste von drei Söhnen einer wohlhabenden Farmersfamilie aus dem ländlichen Kentucky war. Das geerbte Geld hatte es Fred erlaubt, am MIT Robotik zu studieren, doch für Krüger sah er mit seinem Schnurrbart und den langen Koteletten noch immer wie ein Hinterwäldler aus. Krüger meinte das jedoch nicht despektierlich. Er – oder besser sein Alter Ego, Idris Madeira – stammte aus einem kleinen Dorf, allerdings in Mosambik, und fühlte sich in der Savanne wohler als in einer Betonwüste.

Nachdem ausreichend Zeit verstrichen war, schaltete Krüger die Nachttischlampe an, und als das seine schlummernde Zielperson nicht weckte, schlug er Fred ins Gesicht.

Prompt riss der Mann die Augen auf und schnappte nach Luft. Dann versuchte er, sich zu bewegen, musste aber feststellen, dass er gelähmt war.

»Sparen Sie sich die Mühe, mein Freund«, sagte Krüger. »Ich habe Ihnen ein Mittel injiziert, das Sie lähmt. Schmerz können Sie jedoch noch empfinden. Der Nachteil ist, dass es auch die Muskeln entspannt, die Sie zum Atmen brauchen. Wenn Sie sich zu sehr wehren oder überanstrengen, dann ersticken Sie.«

Vermutlich noch immer im Halbschlaf und in der Hoffnung, dass das alles nur ein böser Traum war, erwiderte Fred: »Sie können sich nehmen, was Sie wollen.«

»Das wollte ich ohnehin, aber es ist wirklich sehr höflich von Ihnen, mir das zu erlauben.«

»Was soll das überhaupt?«

»Ich brauche nur ein paar Informationen.«

»Informationen? Worüber? Ich weiß doch nichts . . . jedenfalls nichts von Bedeutung.«

»Spielen Sie nicht den Dummen, mein Freund. Ich weiß ganz genau, wer Sie sind, was Sie tun und für wen Sie arbeiten. Ich brauche Ihren Zugangscode, Mr. Little.«

»Was? Ich habe keinen . . .«

»Mr. Little, eines sollte Ihnen klar sein: Ich habe alle Macht, und Sie haben nichts. Die Wirkung des Medikaments, das ich Ihnen verabreicht habe, hält lange genug an, Ihrem Körper jede nur erdenkliche Art von Schmerz zuzufügen. Sie werden nicht in der Lage sein, sich zu bewegen, geschweige denn Widerstand zu leisten. Tatsächlich könnte allein schon der Versuch zum Ersticken führen. Natürlich können Sie uns beiden diese Unannehmlichkeiten ersparen, indem Sie mir einfach den Code geben.«

»Mit meinem Code kommen Sie aber weder in den Tresorraum noch an die Boxen. Und selbst wenn . . .«

»Schschsch. Sie müssen mir nicht erklären, was ich kann und was nicht. Wenn ich eines im Laufe meines Lebens gelernt habe, dann dies: Das Einzige, was einen Menschen daran hindert, sich zu nehmen, was er will, ist Angst. Wenn Sie keine Angst haben, dann ist alles möglich. Aber natürlich macht auch mir vieles auf dieser Welt noch Angst, Mr. Little. Es gibt dort draußen weit schlimmere Monster als mich. Allerdings bin ich wohl der Furcht erregendste Mensch, dem Sie je begegnet sind. Sie haben etwas, das ich benötige, und ich habe die feste Absicht, jedes mir zur Verfügung stehende Mittel – einschließlich Folter – einzusetzen, um das von Ihnen zu bekommen. Und glauben Sie mir: Ich bin sehr erfahren in diesen Dingen.«

Krüger legte Fred die riesige Hand auf die Brust und fühlte den flachen Atem und den schnellen Puls seines Opfers.

»Also schön. Sie haben gewonnen«, sagte Fred. »Ich gebe Ihnen, was Sie wollen. Nur bitte . . .«

Tränen rannen Fred übers Gesicht, und Krüger kämpfte gegen den Instinkt an, sie wegzuwischen. Der Mann tat ihm leid, dieser unschuldige Kerl, dessen einziger Fehler es war, dass er ihm im Wege stand. Solche Gefühle hatte Krüger in Bezug auf eine Zielperson noch nie gehabt. Was war nur mit ihm los? Angst und Panik keimten in ihm auf, und erneut schoss ihm in Flashbacks die Squatter-Siedlung durch den Kopf. Rasch verdrängte er die Bilder jedoch wieder und ermahnte sich, dass er *Krüger* war. Ein Löwe hatte auch kein Mitleid mit einer Gazelle.

»Ich weiß, mein Freund. Geben Sie mir einfach den Code.«

Fred ratterte eine zwanzigstellige Zahl herunter.

Krüger schrieb sie in ein kleines Notizbuch und sagte: »Wenn der Code, den Sie mir gegeben haben, nicht stimmt, dann werden wir Ihren Sohn töten. Die entsprechenden Vorkehrungen haben wir bereits getroffen. Und mit ihm werden wir nicht so sanft umgehen wie ich mit Ihnen.«

In Krügers Stimme lag weder Boshaftigkeit noch Wut, aber er versuchte, erbarmungslose Entschlossenheit auszustrahlen. Der große Mann starrte kurz auf den Code, dann wandte er sich wieder Fred zu. »Sollte dieser Code nicht stimmen, werde ich Ihrem Sohn furchtbare Dinge antun. Das macht mir keinen Spaß. Ich will das nicht. Aber ich werde es tun.«

»Der Code ist richtig. Er wird funktionieren.«

»Gut. Und jetzt . . . Wo ist die Uhr?«

»Woher zum Teufel wissen Sie davon?«

Krüger seufzte. Fred brauchte eine Demonstration. Das war immer so. Krüger packte Freds linke Hand und brach ihm den kleinen Finger am Gelenk. Der gelähmte Mann schrie und hechelte wie ein Hund.

»Muss ich wirklich zweimal fragen?«, seufzte Krüger.

»In ... in meiner Kommode. In der rechten oberen Schublade.« Fred schnappte nach Luft.

Krüger öffnete die Schublade und fand eine Geldkassette, die mit einem Zahlenschloss gesichert war. Fred ratterte auch diese Zahlen herunter, und Krüger öffnete die Kassette. Darin lag die Uhr. Krüger legte die Metallbox wieder in die Schublade und steckte die Uhr in seine schwarze Kampfanzughose.

»Jetzt haben Sie den Code und die Uhr«, sagte Fred. »Bitte. Ich werde für eine Weile verschwinden. Ich werde niemandem erzählen, dass ich Ihnen etwas gegeben habe.«

Krüger kehrte zum Bett zurück und zog sich einen Stuhl neben den zum Tode verurteilten Mann. Dann nickte er tröstend wie auf einer Beerdigung. »Ich fürchte, Sie werden nicht verschwinden, Fred. Ich wünschte, wir würden in einer perfekten Welt leben, in der man einem Menschen wie Ihnen vertrauen könnte, doch leider ist dem nicht so. Ich brauche noch etwas von Ihnen. Ich muss Ihnen beide Daumen abschneiden und ein Auge entfernen.«

»Nein, bitte, nein. Ich ...«

Krüger drückte Fred die Hand auf Mund und Nase und beraubte ihn so des Sauerstoffs, den er so dringend brauchte. Aufgrund seines wehrlosen Zustands starb Fred Little schnell und relativ schmerzlos. Trotzdem riss er die Augen vor Angst weit auf, als das Leben aus ihm wich. Krüger hatte immer gehört, dass Ersticken eine der besten Todesarten sei. Es sei, als würde man einfach einschlafen, hieß es.

Doch man hatte Krüger auch schon mal einem Waterboarding unterzogen, und seiner Erfahrung nach waren der Mangel an Sauerstoff sowie das Gefühl des Ertrinkens äußerst schmerzhaft und traumatisch. Hätte er Fred einfach in den Kopf geschossen, wäre es für den armen Mann vermutlich schneller und weniger

beängstigend gewesen, aber Krüger wollte keine ballistischen Spuren hinterlassen.

Als er seine Hand wegzog und dem Toten in die Augen schaute, sah er Bilder von Männern, Frauen und Kindern, die aus Mund, Augen, Nase und Ohren bluteten. Ihr Starren war kalt, doch die letzten qualvollen Sekunden waren in ihren Augen noch immer zu sehen ... genau wie in denen von Fred Little.

Krüger versuchte sich einzureden, dass das nötig gewesen war, nur Bestandteil einer Mission. *Er* entschied nicht, wer am Leben blieb und wer starb. *Er* führte nur die Befehle von jemandem mit sehr viel Geld aus. Und würde er das nicht tun, dann würden andere das Geld einstreichen, und das Ergebnis wäre dasselbe.

Krüger akzeptierte dieses Argument. Er wusste, wie die Welt funktionierte. Er kannte die Nahrungskette und seinen Platz darin. Aber Idris Madeira dachte immer wieder an die Missionare, die einst sein Dorf besucht und Geschichten von einem Ort voller Feuer, Tränen und ewiger Qualen erzählt hatten.

Er schaute auf seine Uhr. Verdammte! Er hatte schon wieder ein paar Minuten verloren. Er holte seine Instrumente heraus und legte sie dem Toten auf die Brust. Insgesamt waren es drei: ein Spekulum, um das Auge offen zu halten, ein scharfer Löffel, um den Augapfel herauszuholen, und eine Gartenschere für die Daumen. Kurz ging Krüger in Gedanken die Prozedur noch einmal durch, dann griff er nach dem Spekulum und dem Löffel und machte sich an die Arbeit.

Kapitel 4

Krüger stand neben dem weißen Lieferwagen und schaute zu, wie die fünfköpfige Familie die Tresorvermietung durch den Haupteingang verließ. Das kleinste der drei Kinder, ein Junge, starrte ihn unablässig an, obwohl seine Mutter ihn weiterzog. Der große Südafrikaner machte ihm das nicht zum Vorwurf. Immerhin war Krüger ein mehr als zwei Meter großer Mann, der trotz der glühenden Hitze, die im Sommer in Las Vegas herrschte, einen langen Mantel und eine Beanie-Mütze trug.

Krüger achtete sorgfältig darauf, Abstand zu wahren, und er wartete, bis das Kind weg war. Erst dann warf er seine Sonnenbrille in den Lieferwagen. Er wollte unbedingt vermeiden, dass ihn jemand, und sei es nur grob, der Polizei beschreiben konnte.

Aber er musste auch sicherstellen, dass keine Kinder mehr in dem Gebäude waren. Das war das Wichtigste für ihn. Es gab nur wenig, was er nicht tun würde, um eine Mission zu erfüllen, aber das Töten von Kindern war stets tabu gewesen. Vielleicht war das ja der Grund dafür, warum das Squatter-Massaker ihn so aus der Spur geworfen hatte.

Noch immer sah er die Gesichter dieser armen Kinder im Geiste vor sich, als er ihnen die Köpfe abgeschlagen hatte. Ja, das war ein Gnadenakt gewesen, doch das hatten sie nicht verstanden. Die Angst in ihren Augen verfolgte ihn mehr als alles andere, was er jemals getan hatte. Er war zwar immer schon ein Raubtier gewesen, aber nie ein Monster. Das konnte er nun nicht mehr von sich behaupten.

Seine Hände zuckten; ihm war trotz der Hitze eiskalt, Tränen traten ihm in die Augen.

Krüger dachte an sein eigenes kleines Mädchen, Kianga. Sein Sonnenschein. Während er der Familie hinterherschautte, erinnerte er sich an die Zeit, die er mit seiner Tochter verbracht hatte. Er war mit ihr in den Krüger-Nationalpark auf Fotosafari gefahren, um ihr die Elefanten, Löwen und all die anderen wilden Tiere zu zeigen. Dass Löwen ihre Großmutter getötet hatten, hatte er ihr zwar verschwiegen, aber er hatte dafür gesorgt, dass sie die Raubtiere fürchtete und respektierte.

Vor seinem geistigen Auge sah er sie in ihrem mit Kätzchen bedruckten rosafarbenen Schlafanzug. Sie spielten Verstecken in dem riesigen Haus, nicht weit entfernt von der Stelle, wo Krüger und Zarina als Kinder gerettet worden waren. Warum er ausgerechnet dort leben wollte, er hatte keine Ahnung. Aber es war sein Heim, und in diesem Augenblick wünschte er sich nichts sehnlicher, als wieder in den Transporter zu steigen und zu seinem wunderschönen kleinen Lockenköpfchen im rosafarbenen Schlafanzug zu fahren.

Eine seltsame Sehnsucht erfasste ihn, und er fragte sich nicht zum ersten Mal, ob er ein guter Vater war. Zweifelsohne sorgte er für seine Familie. Kianga fehlte es an nichts. Sie besuchte die besten Schulen, und er hatte genügend Geld beiseitegeschafft, dass sie für den Rest ihres Lebens geschützt und versorgt sein würde. Er liebte sie, und er hatte sichergestellt, dass sie das auch wusste. Aber war das genug?

Krüger wischte sich die Tränen ab und schrie sich in Gedanken an. Was machte er da? Bei einer Mission hatte er noch nie an Kianga gedacht. Ihr Vater war Idris. Er war es, der sie immer zugedeckt, auf die Stirn geküsst und all die Stellen gekannt hatte, an denen sie kitzelig gewesen war. Krüger hingegen war *nicht* ihr Vater, und deshalb dachte Krüger auch nie an

sie. Doch als die Grenze des Tabus verschwamm, hatte Krüger seine Mitte verloren und war in einem Meer der Unsicherheit und Zweifel versunken.

Aber so groß seine Bestürzung auch sein mochte, er musste noch eine Weile durchhalten. Was immer von Krüger übrig war, musste Idris lange genug in Schach halten, damit er tun konnte, was er tun musste.

Krüger schaute zu Sparks und dem Doc, die sich gerade auf der anderen Seite des Transporters bereitmachten. Sein Codename für diese Mission lautete »Mr. K«. Seine Frau liebte es, Codenamen zu verteilen, und er liebte es, ihr eine Freude zu bereiten.

Obwohl Krüger noch mit keinem der beiden einen Job erledigt hatte, machte er sich keine Sorgen. Der Doc verfügte über Spezialkenntnisse, und Sparks – ein dreißigjähriger amerikanischer Niemand mit Namen Lamar Franklin, der einfach als Verstärkung gedacht war – würde seine Aufgabe perfekt erfüllen.

Krüger hatte jedes noch so kleine Detail des Plans selbst ausgearbeitet. Er hatte alle erdenklichen Umstände in Betracht gezogen und sich entsprechend vorbereitet. Trotzdem konnte noch immer etwas passieren, womit er nicht gerechnet hatte. Das wusste er. Aber darum würde er sich erst kümmern, wenn es so weit war; er würde jedes Hindernis aus dem Weg räumen. Nicht weil er zornig, verrückt oder blutrünstig war. Tatsächlich war es ihm vollkommen egal, ob andere Menschen zu Schaden kamen; das war es ihm zumindest einmal gewesen. Die Mission stand stets an erster Stelle. Das war auch der Grund dafür, warum er Erfolg hatte, wo andere scheiterten. Es gab nichts, was er für Geld nicht tun würde.

Oder zumindest hatte er das immer geglaubt. All die Dinge, die er getan hatte, hatten ihn nie bis in den Schlaf verfolgt . . . bis jetzt.

Krüger nickte Sparks und dem Doc zu. Es war so weit. Sie hatten bereits die Bestätigung erhalten, dass der Filialleiter sich im Gebäude befand und der potenzielle Kollateralschaden sich in Grenzen hielt. Familien würden also nicht betroffen sein, und die Zahl der Geiseln war überschaubar.

Sie hatten den Transporter außer Reichweite der Kameras abgestellt, doch sobald sie auch nur fünf Schritte auf die Tür zuzogen, würden sie digitale Spuren hinterlassen, die die Polizei auswerten konnte. Darauf waren sie allerdings vorbereitet. Die drei zogen sich Skimasken über die Gesichter und marschierten auf den Eingang zu.

Der Name der Firma stand in fünf Fuß großen blauen Buchstaben an der Fassade und noch einmal in zehn Fuß großen Lettern auf beiden Seiten einer Standtafel.

GoBox.

Der Werbespruch darunter lautete: *Bei uns sind Ihre Wertsachen sicher und stets griffbereit.*

Krüger lächelte. Das mit dem *griffbereit* würde er schon bald austesten. Aber man hatte ihn nicht dafür angeheuert, irgendwas aus den Boxen oder von den Kunden zu stehlen. Die »Wertsachen«, auf die *er* es abgesehen hatte, gehörten der US-Regierung.

In enger Formation rückten die drei über den Parkplatz vor. Der Asphalt stank wie eine Teergrube. Die Hitze machte Krüger nichts aus. Er war das aus dem Busch gewohnt. Was ihn störte, waren die Gerüche der Stadt: der Gestank der vom Menschen vergewaltigten Natur und der pervertierten Wunder und Schönheit dieser Welt. Er fühlte sich mehr in einer Welt daheim, wo die Raubtiere Mähnen trugen und keine italienischen Maßanzüge.

Doch Raubtiere folgten ihrer Beute, und das hieß, dass Krüger dorthin gehen musste, wo das Geld war. Das galt umso

mehr, da er sich so schnell wie möglich zur Ruhe setzen wollte, und wenn er anschließend seine wunderbare Frau weiter mit teurem Schmuck behängen wollte, dann musste er einen Haufen Geld erbeuten und sich damit davonmachen, ohne zum Gejagten zu werden.

Und heute, an diesem Morgen, war der Tresorraum von GoBox der Ort, wo ein gewaltiger Berg Geld auf ihn wartete.

Kapitel 5

So hatte US Army Corporal Lamar Franklin sich seine Rückkehr ganz und gar nicht vorgestellt. Tatsächlich war er überhaupt nur zur Army gegangen, um dies zu vermeiden, doch jetzt war er hier, und es ging ihm wie zehn Prozent aller anderen Veteranen auch: Er war arbeitslos. Nachdem er vier Jahre lang Sand bewacht hatte, war er in ein leeres Haus zurückgekehrt, und seine Frau, inzwischen seine Exfrau, war mit einem Möchtegern-Rapper und all ihren Ersparnissen durchgebrannt. Franklins Großmutter hatte immer gesagt, er gehöre zum unteren Ende des Genpools. Vermutlich hatte er sein ganzes Leben lang versucht, ihr das Gegenteil zu beweisen.

Franklin schaute auf sein Sturmgewehr vom Typ M4A1.

Er kannte den Plan.

Mr. K würde alle Kameras zerschießen, und Franklin – oder Sparks, wie sein Codename für diese Operation lautete – würde sich um den bewaffneten Wachmann in der Ecke kümmern. Franklin versuchte, diesen Job wie jede andere Mission zu betrachten, und er befolgte die gleiche Routine wie vor jedem anderen Einsatz auch. Er griff nach seinem Medaillon mit dem Bild des Erzengels Michael und betete: *Möge ich voller Mut meine Pflicht erfüllen. Sollte der Tod mich auf diesem Feld ereilen, dann vergib mir meine Schuld. Amen.*

Dann trat Franklin durch den Haupteingang der Firma, eine Monstrosität aus Glas mit einem Rahmen aus dunklem Holz. Einen Teil der Lobby konnte er bereits sehen. Sie sah aus wie in einer typischen Privatbank, doch GoBox war alles andere als das.

Krüger ging als Erster hinein. Der große Mann hob sein halbautomatisches Schrotgewehr und jagte mehrere Salven Blei in Richtung Decke. Damit erregte er nicht nur die Aufmerksamkeit aller Anwesenden, er schaltete auch die Kameras aus.

Der Doc hatte eine große, abgesägte Schrotflinte dabei, aber der Doc schoss nicht. Dafür war der Doc auch nicht da. Das wusste selbst Franklin. Was Franklin jedoch nicht wusste, war, warum jemand wie der Doc überhaupt bei diesem Überfall mitmachte. Aber wenn die Beute auch nur halb so gut war, wie Krüger versprochen hatte, dann scherte es Franklin herzlich wenig, ob der Doc hier die Startcodes der amerikanischen Atomwaffen stehlen wollte. Ein Scheck mit genug Nullen konnte selbst einen gutkatholischen Jungen wie Franklin dazu bewegen, auch noch das vornehmste der Zehn Gebote zu brechen.

Kaum war Franklin durch die Tür, da hatte er das M4 im Anschlag und auf den Wachmann in der rechten Ecke gerichtet. Natürlich wusste Franklin nicht, was er tun würde, sollte der Mann sich zur Wehr setzen. In jedem Fall würde er nicht einen vollkommen Unschuldigen töten, der bestenfalls zwölf fünfzig die Stunde verdiente.

Glücklicherweise gelang es Franklin mit einem kurzen Feuerstoß in die Wand, den weißen Mittvierziger mit dem Bierbauch davon zu überzeugen, dass er waffentechnisch massiv unterlegen und zudem deutlich unterbezahlt war. Der Mann hob die Hände, und Franklin nahm ihm die Pistole aus dem Holster.

Krüger brüllte: »Alle Mann die Hände hoch und keine Bewegung! Wenn auch nur einer einen Finger rührt, seid ihr *alle* tot!«

Ein paar hoben daraufhin auch die Hände, doch andere waren vor Angst wie erstarrt. »Hoch damit! Sofort!«, schrie Krüger.

Franklin packte den alten, fetten Mietbullen an der Schulter und stieß ihn mitten in den Raum zu den anderen.

Sie hatten das Innere des Gebäudes eingehend studiert. Rechts vom Eingang befand sich der Empfangstresen. Er bestand aus weißem Marmor. Dort waren auch die verschiedenen Größen der Tresorboxen ausgestellt, die den Kunden angeboten wurden. Und die drei wussten, dass sich stets ein Wachmann vorn und zwei weitere hinten aufhielten.

Links vom Empfang schloss sich ein kleines Areal an, das mit einem Holzgeländer vom Rest der Lobby abgetrennt war, ähnlich wie der Zuschauerraum in einem Gerichtssaal. Hinter dem Geländer standen vier Schreibtische. Der ganze Laden roch nach Gurken und Zitrone, als wäre normale Luft für diese Leute nicht gut genug, dachte Franklin. Zwei der Schreibtische waren im Augenblick unbesetzt, und an den beiden anderen saßen eine dunkelhäutige Schönheit Mitte zwanzig sowie eine eher kräftig gebaute Frau mit kurzem weißem Haar. Beide trugen khakifarbene Hosen und blaue Blusen mit dem Firmenlogo. Das war der Teil des Raums, den GoBox *Empfang* nannte. Hier wurden Neukunden über die Angebote von GoBox informiert und Verträge unterschrieben.

Krüger drückte der jüngeren Frau das Schrotgewehr ins Gesicht und sagte: »Hat eine von Ihnen den stummen Alarm ausgelöst?«

Die beiden verschreckten Frauen schüttelten hastig die Köpfe. Wie Statuen mit riesengroßen Augen saßen sie da und reckten die Hände in die Höhe. Sie sahen aus, als hätten sie sogar Angst, zu atmen oder zu blinzeln.

Krüger fügte hinzu: »Nun, dann drücken Sie mal schnell den Knopf. Nicht dass die Cops zu spät zur Party kommen.«

Kapitel 9

Special Agent Samuel Carter warf den Antistressball gegen die Wand. Der Ball sprang zurück, und Carter fing ihn auf, immer und immer wieder. Er wollte wissen, wie oft und schnell er den Ball fangen konnte, bevor er ihn fallenließ. Schließlich legte er den Ball mit einem Seufzen wieder beiseite und fuhr seinen Computer hoch. Auf dem Papier hatte die Beförderung wirklich toll ausgesehen; es hatte ihm aber niemand gesagt, wie langweilig es war, den ganzen Tag im Büro zu sitzen. Er war ein Außenagent. Er war einfach nicht dafür geschaffen, die ganze Zeit auf seinem Arsch zu hocken, Formulare auszufüllen und Leistungsprofile zu erstellen. Sam Carter gehörte auf die Straße. Er musste ermitteln und die bösen Jungs schnappen.

Als sein Telefon klingelte, griff er nach dem Hörer, als wäre der ein tiefhängender Ast und als stünde er selbst kurz davor, im Treibsand unterzugehen. An dem Licht auf der Telefonanlage sah Carter, dass es seine Sekretärin war. »Ja?«

»Sir, in Henderson sind drei Bewaffnete in die GoBox-Filiale eingedrungen und haben Geiseln genommen. Die örtliche Polizei hat das FBI um Unterstützung gebeten.«

»SWAT?«

»Nein, das ist ja das Seltsame. Die Geiselnehmer haben gezielt nach einem leitenden Special Agent oder höher verlangt. Ich rufe an, um zu fragen, wen Sie schicken wollen.«

»Das klingt ernst«, erwiderte Carter. »Ich sollte mich wohl besser selbst darum kümmern.«

»Sir?«

»Bitte rufen Sie Dr. Burke an und lassen Sie ihn wissen, dass ich ihn unterwegs auflesen werde.«

»Halten Sie das wirklich für eine gute Idee, Sir? Glauben Sie, dass er so weit ist? Er war noch nie auf der Straße, und wie Sie wissen, hat er so seine Probleme mit größeren Menschenansammlungen . . . oder mit Menschen im Allgemeinen.«

»Er ist so weit, wie es geht. Sagen Sie ihm einfach, dass ich in zehn Minuten da sein werde. Und sagen Sie ihm, er soll sich was Anständiges anziehen. Sagen Sie ihm, er soll so tun, als gehe er in die Kirche.«

Kapitel 10

Als Officer Dominic Juliano am Tatort eintraf, hatten die Streifenbeamten bereits alles abgesperrt, und Taz hatte das SWAT strategisch verteilt. Doch jetzt, da die ganze Einheit vor Ort war, würde Sergeant Rafael »Taz« Ortiz die Streifenbeamten vermutlich gegen seine eigenen Leute austauschen. Das Gebäude von GoBox war lückenlos umstellt, die Kommunikation aufgebaut. Offensichtlich zahlten sich all die Trainingseinheiten aus, die Taz in letzter Zeit angesetzt hatte. Seine Männer waren in Bestform.

Nic sprang aus dem Laderaum des BearCat und ging zu dem mobilen Einsatzzentrum, einem nach außen hin großen, aber normalen Campingtrailer wie jener in dem Robin-Williams-Film, der im Inneren allerdings mit den neuesten Kommunikations- und Überwachungsgeräten vollgestopft war. Doch soweit es Nic Juliano betraf, war das einfach ein Ort, wo man einen Becher Kaffee bekommen und den Zugriff planen konnte, denn hier konnten einen weder die Reporter noch die neugierigen Omas an der Absperrung hören.

Nic schaute über die Schulter zum Fahrzeug seines Teams. Die gepanzerten BearCats waren für die unterschiedlichsten Missionstypen konstruiert worden: SWAT-, Militär- und Rettungseinsätze. Sie verfügten standardmäßig über eine NIJ-IV-Panzerung sowie einen Allradantrieb und konnten zehn Personen über nahezu jedes Terrain oder Hindernis hinwegtransportieren. BearCats waren äußerst weit verbreitet, zumal sie bezahlbar waren, kaum Wartung brauchten und leicht zu handhaben

waren. Nic erinnerte das Ding immer an einen gepanzerten UPS-Wagen, mit dem man sogar Pakete in die Hölle liefern konnte. Aber wie dem auch sein mochte, der BearCat war ein wunderbares Gefährt, das schon unzählige Leben gerettet hatte, selbst in Nics verhältnismäßig kleinem Revier.

Das einzige Problem war die Farbe.

Dank des Militärgrüns sah es so aus, als würde sich die Polizei von Henderson immer stärker militarisieren, doch das konnte nicht weiter entfernt von der Wahrheit sein. Der BearCat war dafür gedacht, Leben zu retten. Er war kein Angriffsfahrzeug. Für Nic war es eher ein gepanzerter Krankenwagen als ein Mini-Panzer.

Aber so günstig der BearCat im Vergleich zu anderen Fahrzeugen seiner Art auch sein mochte, die Polizei von Henderson hatte ihn sich nur dank eines speziellen Programms leisten können, bei dem überzähliges Militärgerät an zivile Behörden verteilt wurde. Seine Abteilung hatte zunächst nicht an dem in der Öffentlichkeit umstrittenen Programm teilnehmen wollen, doch Nic war es gelungen, seine Vorgesetzten davon zu überzeugen. Nur weil irgendein Sheriff in Texas über dieses Programm genug Zeug angehäuft hatte, um in Mexiko einzufallen – etwa 64 gepanzerte Fahrzeuge und 17 Helikopter –, hatte Nic erklärt, hieße das noch lange nicht, dass sie sich die Vorteile des Programms nicht zunutze machen sollten, zumal sie so auch noch mehr Menschenleben retten konnten.

Trotzdem hätten sie den Wagen wenigstens schwarz lackieren können, dachte Nic. Als der BearCat an sie überstellt worden war, hatte Nic angeboten, sich eine Sprühdose mit schwarzem Lack zu schnappen, doch Deputy Chief Edgar hatte ihn angeschaut, als hätte er den Papst angespuckt. Nic hatte daraufhin erklärt, früher habe er ein wenig Graffiti gemacht, und wenn er fertig wäre, würde das Ding wieder wie neu aussehen. Vor allem

hier im Süden Nevadas, wo die Sonne den Lack wunderbar hart backen würde. Doch sie lehnten ab.

Als Nic sich nun dem Einsatzzentrum näherte, stieg gerade Taz die Stufen des großen schwarzen Trailers herunter und kam ihm entgegen. »Was machst du denn hier, *pendejo*?«, verlangte der nur eins fünfzig große Puertoricaner zu wissen.

»Was? Bin ich etwa nicht zu der Party eingeladen?«

»Nein, aber was soll's? Komm rein, Süßer. Hol dir an der Poolbar einen Miami Vice. Aber wenn ich richtig gehört habe, hätte man dir fast die Luft rausgelassen. Weshalb bist du dann nicht im Krankenhaus oder wenigstens zu Hause, ruhst dich aus und schaust, dass deine Birne wieder klar wird? Das haben wir doch so besprochen.«

»Jaja, schon verstanden, Mama. Es geht mir gut. Wirklich.« Nic hielt Taz die linke Hand hin und sagte: »Siehst du? Ruhig wie ein Fels.«

Taz schüttelte den Kopf und verdrehte die Augen. »Oh, ja? Nun, dann lass mich mal deine Schusshand sehen, Cowboy.«

Nic hob den rechten Arm. Er begann sofort zu schlackern, als wäre daran ein frisch aus dem Wasser gezogener Fisch festgebunden.

Wieder schüttelte Taz den Kopf und kaute auf der Lippe. »Wirklich lustig, Mann. Du bist ein richtiger Gene. Nur dass der charmant und witzig war. Und die Leute ihn mochten. Wenn ich jetzt so darüber nachdenke . . . Du bist eigentlich ganz und gar nicht wie der.«

Nic legte den Kopf schief, als würde er nachdenken. »*Der wilde, wilde Westen* kam 74 raus. Wenn ich richtig gerechnet habe, musst du da so um die vierzig gewesen sein, Opa.«

Taz sah aus und gab sich, als sei er Ende zwanzig, doch in Wirklichkeit war sein Sergeant, das wusste Nic, fast zwanzig Jahre älter als er.

»Der *Opa* kann dir noch immer den Arsch aufreißen, Jüngelchen«, sagte das kleine Muskelpaket. »Vergiss das nicht, pendejo.«

Nic hob die Hände. »Ich gebe auf. Erste Frage: Wo sollen meine Jungs hin?«

»Sie sollen sich an der Absperrung melden, aber du kommst mit mir.«

Nic gab den Befehl weiter und folgte Sergeant Ortiz ins Ein-satzzentrum. Ein paar Techniker saßen an den Terminals, die dort installiert waren, wo sich bei einem normalen Trailer Kühlschrank und Herd befanden; und das Schlafabteil im Heck war zu einem kleinen Besprechungsraum umgebaut. Die Einrichtung war ganz in Grau gehalten und aus Kunststoff sowie recht futuristisch, und tatsächlich war auch vieles neu; allerdings roch es nicht so. Bereits nach so kurzer Zeit stank alles schon wieder nach verschwitzten Cops und verkochtem Kaffee.

Taz setzte sich an den Konferenztisch, wo Deputy Chief Mike Edgar bereits wartete. Chief Edgars Uniform war makellos wie immer. Nicht eine Falte an der falschen Stelle. Nic wusste, dass Edgar seinen Abschluss in West Point gemacht hatte. Das erwähnte er auch nur allzu gerne, wann immer er zwei, drei Bier getrunken hatte. Edgar hatte blasse Haut, honigfarbenedes Haar und einen kleinen braunen Schnauzbart in seinem schmalen Gesicht, und mit seiner tiefen Stimme hätte er einen guten Geschichtenerzähler abgegeben. Nic hatte sich schon immer gedacht, der Mann wäre einfach ideal als Voiceover für Dokumentarfilme oder Werbespots.

»Setzen Sie sich, Officer Julian«, forderte Edgar ihn auf.

Nic zog sich einen Stuhl unter dem Tisch hervor. »Warum habe ich nur das Gefühl, dass man mich gerade ins Büro des Direktors bestellt hat?«

Edgar beugte sich vor. »Sehen Sie den Ausdruck auf meinem Gesicht?«

»Jaaa . . . und der ist sehr ernst.«

»Nehmen Sie das mal zehn, dann wissen Sie, wie der Chief heute Morgen dreingeschaut hat, als er mich in sein Büro gerufen hat. Er hat mir erzählt, irgendein Politiker habe ihn angerufen und ihm gesagt, es sei eine Frage der nationalen Sicherheit, dass wir einem gewissen ›Repräsentanten‹ jedwede Unterstützung angedeihen lassen, der in Kürze am Tatort auftauchen wird.«

Nic hob die Augenbrauen. »Wovon reden wir hier? Von der CIA? Oder einfach nur von jemandem aus dem Büro dieses Politikers?«

Edgar zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht. Aber das heißt offensichtlich, dass wir es hier nicht nur mit ein paar Idioten zu tun haben, die ihren Daddys die Schrotflinten aus dem Schrank geklaut haben.«

»Haben wir noch immer nichts aus dem Gebäude gehört?«

»Nicht seit diesem Anruf, bei dem sie uns gesagt haben, sie hätten Sturmgewehre und Sprengstoff und Geiseln.«

»Aber das haben wir noch nicht verifizieren können, oder?«, warf Nic ein. »Vielleicht sollte ich ja einfach mal zur Tür gehen und Kontakt aufnehmen. Dann finde ich womöglich auch heraus, in welchem Zustand die Geiseln sich befinden und was die Täter da einpacken.«

Taz lachte. »Das ist dein brillanter Plan? Einfach mal klopfen? Zunächst einmal, das ist dämlich. Wir werden Wärmebildkameras einsetzen, und . . .«

»Das geht nicht«, unterbrach Edgar ihn. »Die Wände von GoBox sind resistent dagegen.«

»Na, toll! Aber egal . . . Wir können auch nicht einfach rüber-spazieren und Hallo sagen. Für den Fall, dass du das vergessen haben solltest, Nic, du hast deine Ausbildung als Verhandlungsführer noch nicht abgeschlossen.«

»Nein, Mama, das habe ich nicht vergessen. Ich will sie einfach fragen, ob sie Pizza oder so was wollen, und dabei ein wenig Aufklärung betreiben.«

»Sie wollen nur mit dem FBI reden«, erklärte Edgar. »Was das betrifft, waren sie mehr als deutlich. Der Verhandlungsführer des FBI ist schon auf dem Weg, und sollten die Täter früher anrufen, werde *ich* mich darum kümmern.«

Nic hob die Hände. »Sie sind der Chief.«

Edgar lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und schaute Taz aus den Augenwinkeln heraus an. »Sergeant Ortiz . . .«

Taz seufzte. »Nic, hör zu. Ich weiß, dass du nicht gerne über dein Familienleben und die Welt sprichst, in der du aufgewachsen bist, aber deine persönliche Erfahrung könnte uns hier helfen, Leben zu retten.«

»Natürlich«, erwiderte Nic. »Du willst wissen, ob GoBox irgendwas mit dem Mob zu tun hat. Mit der Mafia. Mit jemandem wie meinem Vater.«

»Selbst die kleinste Kleinigkeit würde uns schon helfen«, fügte Edgar hinzu.

»GoBox ist noch relativ neu. Ich weiß nicht wirklich was. Bevor irgendetwas von meinem Vater zu mir durchdringen konnte, war ich schon auf meiner zweiten Tour im Irak und habe meinen Lebensunterhalt mit dem Entschärfen von Bomben verdient. Wenn ich könnte, würde ich euch natürlich helfen.«

»Was ist mit deinem Onkel Romeo?«, fragte Taz.

Nic knurrte und schüttelte den Kopf. »Du weißt doch, dass er noch immer sauer auf mich ist.«

Taz verdrehte die Augen. »Dann sorg dafür, dass er das *nicht* mehr ist. Koch ihn weich. Das kannst du doch.«

»Ich werde ihm eine SMS schreiben. Gibt es sonst noch was, das ich wissen müsste?«

»Ihre Ex vertritt den Stadtrat hier«, antwortete Edgar.

Nic grub in der Tasche seiner Einsatzweste, holte ein Karamellbonbon heraus und warf es sich in den Mund. »Und was hat das mit mir zu tun?«

»Also, nach dem, was du ihr angetan hast . . .«, entgegnete Taz. »Du weißt schon . . . Eine verschmähte Frau und so . . . Pass einfach auf, dass sie dir keinen Dolch in den Rücken rammt.«

»Alles kein Problem«, erklärte Nic. »Bristol und ich, wir sind beide erwachsen. So . . . Wie sehen unsere Zugriffsmöglichkeiten aus?«

»Wir haben keine. Es gibt nur den Haupteingang. Das Ding ist ein kleines Fort Knox.«

»Es muss doch . . .«

Einer der Techniker an den Computerterminals rief: »Da kommt jemand aus der Tür!«